anderer Form auch in Europa. Nur einen Schmuck kann der Neger als sein ureigenstes Ressort bezeichnen: den Ohren-, Nasen und Lippenpflock. In früher Jugend bereitet man sich schon dafür vor. Ohren und Lippen werden durchstochen und die Wunden mit entsprechenden Kräutern u. Pulvern eingerieben, damit sie nicht wieder zuheilen können. Und diese Löcher werden nun systematisch durch immer größere Pflöcke erweitert, so lange, bis der ersehnte Tag gekommen ist, an dem die Holzscheibe eingeführt werden kann. Vergessen sind die jahrelangen Schmerzen, vergessen die gefährlichen Krankheiten, die oft aus der hygienisch mangelhaften Wundbehandlung entstehen. Schönheit muß bei den Schwarzen eben erworben sein, mit Geld und mit Schmerzen!

Alle diese Verschönerungen beziehen sich nur auf das tägliche Leben. Man kann sich also vorstellen, was für Vorbereitungen getroffen werden, wenn der Tag eines der zahllosen afrikanischen Feste naht. Für den Kopf gibt es den phantastischsten Schmuck aus Federn, turmartige Aufbauten, ja in einigen Gegenden kennt man sogar auf den Kopf gestülpte viele Meter hohe Zylinder, die von drei Mann durch lange Stangen vor dem Umfallen geschützt werden müssen. Eine große Rolle spielen die Tanzmasken, die man aus den Museen und neuerdings auch aus den Kunstausstellungen kennt. Der Kopf verschwindet vollständig in den gewaltigen Holzmasken, deren phantastische Fratzen auch dem Weißen Bewunderung für das künstlerische Talent des Negers abgewinnen. Mit den einfachsten Werkzeugen werden sie aus groben Baumstämmen hergestellt, ihre Züge tragen oft das Antlitz eines Tieres, mit dem der Betreffende nach seiner Ansicht in irgendeinem verwandtschaftlichen Verhältnis steht.

Die Masken bilden aber erst den geringsten Teil des festlichen Aufputzes. Wer keine Tanzmaske trägt, versucht es mit Tätowieren und Schminken oder, richtiger gesagt, mit Anstreichen und Bemalen. Fuß- und Handgelenke werden mit Federbüschen geschmückt, Schnüre mit aufgereihten Tierknochen, getrockneten Früchten oder Metallschellen um den Körper gebunden, die ein unheimliches Klappern verursachen. Denn darüber ist man sich in ganz Afrika klar: Freude und Lärm sind gleichbedeutend. Ein Fest ohne das Aufeinanderklirren zahlloser metallener Gegenstände, ohne den rauschenden Gesang der Tänzer, ein Fest, das nicht getragen wird von dem eisernen Rhythmus der Pauken und dessen Stimmung nicht in dem Indianergeheul der begeisterten Menge seinen Ausdruck findet — das ist eben kein Fest.

Ueber eins sind sich die Neger einig: grell, groß und auffallend muß alles sein, was sie auf dem Leibe tragen. Den gleichen Geschmack weisen auch die „Kostüme“ auf, die jetzt überall eingeführt werden. In der Farbe und in den Mustern feiert ihr primitiver Geschmack wahre Orgien. Besonders die Kleider der Negerfrauen am Rande der Zivilisation sind eine Augenweide für jeden, der Sinn für gesunden Kitsch hat. Grün ist verhaßt, Rot ist die Lieblingsfarbe, und auf den wertvollsten und schönsten Stoffen sind nach Art einer illustrierten Zeitung ganze Bilderfolgen gedruckt.

Aber die wirklichen produktiven Modeeinfälle liegen in den Frisuren. Man könnte ein ganzes Werk mit Bildern über die phantastischen, bewundernswerten Einfälle der Neger füllen. Die einen formen unter Zuhilfenahme von Lehm richtige steife Hüte aus dem Haar, andere zaubern aus Haarbüscheln förmliche Blumenbeete auf ihren Köpfen hervor, bei allen aber spielt das Rasieren die Hauptrolle, denn das kurze wollige Negerhaar ist mit dem unsrigen nicht zu vergleichen. Und wie man rasiert! Die Haut eines Negers, die ja auch nie einen Tropenhelm braucht, hat ein wesentlich anderes Pigment als die unsere. Sie ist weich wie Samt, aber doch zäh wie Leder. Und so besteht der beliebteste Rasierapparat aus geschliffenen Steinen oder geschärften Konservenbüchsen.

Zahlreiche Einfälle könnte man noch anführen, denen die Neger auf ihre originelle Weise Gestalt geben. Wir wollen uns mit den angeführten begnügen und in ihnen nicht nur „Scherz, Ironie und Satire“, sondern auch „Ernst und tiefere Bedeutung“ suchen. Es hat seinen Grund, weshalb afrikanische Sitten und afrikanische Kunst seit einigen Jahren weit über den Rahmen von Museen und Wissenschaften hinaus das Interesse der europäischen Allgemeinheit auf sich gelenkt haben. Dieses Afrika, dieser unerschöpfliche Born ursprünglicher Einfälle befriedigt nicht nur den Kitzel eines nach Exotik dürstenden Jahrhunderts. Es schafft durch das Primitive ein Prinzip, auf dem sich unsere eigene Leistung aufbauen kann. Es greift mitten in unsere Zeit und führt sie den Weg zur Ursprünglichkeit.

Die Motte

Von Joh. Martha Müller.

Irmgard Follaner und Konrad Illgen, der Freund des Hauses, saßen am Teetisch und plauderten. Der Gatte der jungen Frau war in wichtigen Geschäften abgerufen worden, und es war den beiden Zurückgebliebenen, als ob seine laute, lustige, selbstbewußte Stimme noch immer zwischen den Wänden des Zimmers hallte.

Lindenduft strich durch die geöffnete Balkontür herein, und die Dämmerung des lauen Sommerabends spann sich gemächlich hernieder.

Das Gespräch der beiden Einsamen versiegte allmählich; es war ihnen, als ob mit dem Fortgehen Paul Falkners etwas Beklemmendes zwischen sie getreten wäre.

Das Schweigen lastete, wuchs zwischen ihnen zu einer Mauer, die unübersteigbar schien. Aber das, was sich zwischen ihnen spann wie die feinen Fädchen des Altweibersommers, das durfte nicht ausgesprochen werden. Sie mußten es verschließen in ihren Herzen. Und doch suchten sich ihre Blicke.

Schweratmend preßte Irmgard ihre Hände ineinander. Was war ihr jener, der soeben gegangen war, der laute robuste Mann, der ihre feinere Natur so oft unbewußt quälte? Der andere aber, der ihr gegenüber saß, in seiner ruhigen, stillen tiefen Art, den erkannte ihre Seele als wesensverwandt, den umschloß all ihr Empfinden mit einer heißen, scheuen Zärtlichkeit.

Konrad Illgen sah die zarte Frau im duftigen Kleide vor sich in den tiefen Ledersessel geschmiegt und fragte sich in schmerzlichem Staunen: Wie kann diese feine Seele an den wohl herzlich gutmütigen, aber oberflächlichen, jeden tieferen Gefühles unfähigen Paul Falkner?

Er selbst, wenn er das Schmetterlingsseelchen hegen und pflegen durfte, wie ganz anders wollte er ihre lieben, oft so traurig blickenden Augen leuchten machen, wie wollte er die Hände breiten unter ihre Füßchen, daß kein Stein ihnen weh tat, keine Dornen sie ritzten.

Ihre Blicke tauchten ineinander, fragend und forschend, als wollte einer des anderen Wesen ergründen.

Zwischen ihnen, auf dem zierlich gedeckten runden Tisch, summte die Teemaschine. Da zuckte und flackerte das Flämmchen, durch einen Luftzug bewegt, und beide blickten darauf hin.

Durch die Balkontür war eine große Motte herein geschwirrt, vom Lichte angelockt. Sie umkreiste die Flamme, flog davon, von der Hitze vertrieben, kam wieder, von der leuchtenden Helle unwiderstehlich angezogen. Ihre Kreise wurden enger und enger. Dann kam sie der Glut zu nahe und stürzte mit versengten Flügeln zu Boden. Sie zuckte noch ein paar Male, dann lag sie, ein Opfer ihrer Lichtsehnsucht, tot auf dem weißen Tischtuch.

Irmgard und Konrad hatten das verhängnisvolle Spiel in starrer Spannung verfolgt; jetzt sahen sich beide erschrocken an, denselben Gedanken hegend. Brannte nicht auch zwischen ihnen eine Flamme, die Flamme heimlicher, verbotener Zuneigung, die beide mit magischer Gewalt zueinander zog. Waren nicht auch sie wie die Motte, die um das gefährliche Licht schwirrte, geblendet von der goldenen, lockenden Helle? Auch sie würden beide von der Flamme angezogen und vernichtet werden.

Irmgard senkte die Augenlider. In plötzlichem Erwachen erkannte sie die Gefahr, in der sie sich befand. Sie gedachte ihres geliebten kleinen Kindes und gedachte ihres Mannes, der ihr vertraute. Und sie wußte nun mit einem Male, was sie zu tun hatte. Eine Motte zeigte ihr den Weg, den sie nicht gehen durfte. Es gab für sie nur eins: Treue Pflichterfüllung in ihrem Heim, in ihrer Familie. Das andere mußte tot sein für sie.

Konrad Illgen las in ihrem bewegten Minenspiel. Mit der Erkenntnis, daß die geliebte Frau niemals über die Schranken hinaustreten würde, die Ehre und Pflichtgefühl ihr zogen, kehrte neben einem tiefen Schmerz zugleich eine hohe Achtung vor Irmgard in ihm ein. Er warf noch einen traurigen Blick auf die arme Motte, welche die Erfüllung ihrer Sehnsucht mit dem Leben bezahlen mußte; dann erhob er sich, um Lebewohl zu sagen. Irmgards Lippen bebten. Sie fühlte, daß es ein Abschied war für immer. Aber tapfer biß sie die Zähne aufeinander und ließ ihn gehen.

Dann nahm sie die Motte in die Hand, trug sie hinaus auf den Balkon und übergab das leichte Körperchen der leise wehenden Sommerabendluft.

Küsse und persönliche Freiheit

Gegen einen jungen Waldheger in der Nähe von Königgrätz brachte der Ortsvorsteher beim Vorgesetzten des jungen Beamten die Beschwerde an, er belästige auf seinen Waldgängen junge Mädchen. Auf Veranlassung des vorgesetzten Gutsverwalters erhob der Heger gegen den Ortsvorsteher beim Bezirksrichter Ehrenbeleidigungsklage. Nun wird dem Bezirksgericht ein Protokoll vorgelegt, das von den drei Mädchen unterzeichnet ist und den Richter veranlaßt, die Sache an die Staatsanwaltschaft weiterzuleiten. Die drei Mädchen werden vor dem Kreisgericht daraufhin vernommen, und ihre Zeugenaussagen lauten wie folgt. Erstes Mädchen: „Die Küsse des Herrn Hegers waren nicht schlimm gemeint. Wir haben beide gelacht.“ Zweites Mädchen: „Er hat mich einmal sehr stürmisch umarmt und geküßt. Aber es war keine Freiheitseinschränkung.“ Drittes Mädchen: „Ach, es ist schon lange her. Er hat mich geküßt, aber nur flüchtig.“ Ja, aber das unterzeichnete Protokoll mit der gegenteiligen Behauptung! Und nun kommt die erheiternde Lösung. Die Gattin des Ortsvorstehers hatte sich über die Gerüchte, die über den küssenden Heger umliefen, bei ihrem Manne nicht unfreundlich geäußert. Darauf beschloß dieser aus Vorsicht, dem Heger das weitere Küssen untersagen zu lassen, fertigte ein Protokoll an, bestellte die drei Mädchen auf sein Amtszimmer und ließ sie das vorbereitete Schriftstück unterzeichnen, ohne ihnen Kenntnis von seinem Inhalt zu geben. Armer Ortsvorsteher! Alle Vorsicht war umsonst. Der Heger wurde freigesprochen. Ob nicht jetzt die Gattin des Ortsvorstehers eine Einschränkung ihrer persönlichen Freiheit zu befürchten hat, und zwar von seiten ihres eigenen Gatten, wenigstens was Waldspaziergänge angeht?

Ratschläge und Winke

Strohhüte zu reinigen.

Weiße und gelbe Strohhüte, die leicht nach der Wäsche in der Sonne gelbliche nie wieder zu beseitigende Flecke erhalten, lassen sich bei sorgfältiger und vorsichtiger Behandlung fast kostenlos reinigen. Dabei lassen sich verschiedene wirksame Verfahren anwenden: Man reibt den Hut mit saftigen Zitronen ab, bestreut sie dann mit gepulvertem Schwefel und bürstet sie mit einer sauberen Bürste ab. Man kann auch den Saft einer Zitrone sogleich mit gepulvertem Schwefel vermischen, den Brei mit einer harten Zahnbürste auftragen und tüchtig in das Stroh einreiben. Auf den Saft einer halben Zitrone nimmt man zwei Eßlöffel voll Schwefel. Mit dem Saft der übrigen Zitrone reibt man den Schwefel ab, läßt den Hut trocknen und reinigt mit reinem Spiritus nach. — Wenn man einen Hut mit Seife reinigen will, muß man ihn vorher sorgfältig je nach der Beschaffenheit des Strohes, mit einer härteren oder weicheren Bürste von Schmutz und Staub befreien. Fettflecke entfernt man mit Benzin. Dann wäscht man den Hut mit Wasser und Seife, läßt ihn trocknen und schwefelt ihn.

Die Reinigung seidener Strümpfe und Tücher

läßt sich gut in handwarmer Persillauge vornehmen. Beim Ausspülen setzt man zweckmäßig etwas Essig zu. Seidensachen werden am besten zwischen leinenen Tüchern getrocknet; bevor sie ganz trocken sind, in Form gezogen und feucht gebügelt. Man läßt seine Gewebe, wie Seidendeckchen, Stickereien, Gardinen nicht zu stark beschmutzen und wäscht sie lieber einmal öfter, wodurch sie bedeutend weniger leiden, als wenn sie zur Entfernung festsitzender Schmutzteilchen eindringlich bearbeitet werden müssen.

Behandlung von Grasflecken.

Grasflecken aus weißer Wäsche entfernt man, indem man die fleckigen Stellen widerholt in eine stark mit Wasser verdünnte Lösung von Chlor oder Eau de Javelle taucht und mit reinem Wasser so lange spült, bis der Chlorgeruch verschwunden ist. Bei ganz frischen Flecken genügt schon oft die Anwendung von siedendheißem Wasser.

Satzfreier Kaffee.

Ein einfaches Mittel, satzfreien Kaffee zu erhalten, ist, indem man nach dem Aufbrühen sofort einen kleinen Schuß kalten Wassers oder Kaffees hineingießt. Dadurch sinkt der gemahlene Kaffee sofort zu Boden.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: W. A. Sanß, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 18 — Altena, den 3. Mai — 1927

Wunderkinder

Von Karl Dopf.

Wer wiederholt Gelegenheit hatte, in Varietés oder bei Schaustellungen wandernder Artistengruppen die Intelligenz und Geschicklichkeit zu bestaunen, mit der sich oft ganz kleine Kinder zu den schwierigsten und gewagtesten Leistungen verwenden lassen, der wird nicht ohne stille Bewunderung für das kindliche Genie aus der Vorstellung gegangen sein.

Und doch beruhen solche Leistungen nur selten auf dem Wunder besonderer geistiger Fähigkeiten. Wohl kann dabei eine eigenartige Veranlagung des Kindes für die Ausführung solcher Kunststücke mitbestimmend sein, aber vielfach handelt es sich um eine durch zähe Anleitung und Schulung erzielte Dressur auf bestimmte Tricks, die das Kind zur Ausführung eines solchen Kunststückes befähigen. Wesentlich anders muß dagegen das kindliche Genie beurteilt werden, wo es sich um hervorragende Wunderleistungen auf geistigem Gebiete handelt, wenn die schöpferische Kraft des Kindes selbst mitbestimmend auf seine Leistung wirkt. Zu allen Zeiten gab es Wunderkinder, die staunenswerte Leistungen auf geistigem Gebiete an den Tag legten.

Wenn uns z. B. eine alte Chronik berichtet, daß Christian Heinrich Heinecken, geboren am 6. Februar 1721 zu Lübeck, bereits im vierzehnten Monat die ganze biblische Geschichte kannte, und als er drei und ein halbes Jahr alt geworden war, in Latein, in der alten Geschichte, in Geographie und Anatomie bewandert war und am Ende des dritten Jahres die Genealogien der europäischen Fürsten wie am Schnürchen hersagen konnte, und wenn endlich berichtet wird, daß dieses Kind zur selben Zeit das Studium der „Institution und der dänischen Geschichte“ beendigt und im fünften Lebensjahre — starb, dann stehen wir gleichsam vor einem Rätsel, für das selbst die Wissenschaft bisher noch keine endgültige Lösung zu finden vermochte. Ja, es ergab sich nach jener Chronik sogar die Merkwürdigkeit, daß dieses schöne Kind mit fünf Jahren eine lateinische Anrede von zwanzig Minuten an den König von Dänemark richtete, ohne aus der Fassung zu kommen, dabei noch die Mutterbrust genoß und bald darauf infolge deren Entwöhnung starb. Man nahm zwar damals an, daß bei diesem sonderbaren Kinde eine offenbar verfrühte natürliche Reizbarkeit mit methodischer, aber nicht vernünftiger Ausbildung durch den Vater zusammentraf, aber das war auch die ganze Weisheit, mit der man sich dieses Wunder zu erklären versuchte.

Ein anderes Wunderkind, der Knabe Baratier, am 19. Januar 1721 als Sohn eines französischen Predigers geboren, konnte im dritten Lebensjahre bereits lesen, im vierten französisch und deutsch, im fünften lateinisch sprechen, verstand im achten Jahre das Griechische und Hebräische, auch das Chaldäische, Syrische und Arabische, wurde im dreizehnten Schriftsteller ,im vierzehnten nach öffentlich gehaltener Disputation Magister, war im achtzehnten ein Greis und starb im zwanzigsten Jahre seines kurzen Lebens.

Kindliche Sprachgenies sind übrigens keine Seltenheit. Da verdient u. a. auch Malkin ein geistig sehr regsames Kind genannt zu werden, das im zartesten Alter schon englisch, lateinisch und französisch schrieb, erstaunliche Kenntnisse in der Geographie besaß, alles ungewöhnlich schnell auffaßte und sehr gut zeichnen konnte. Es starb 1802 sechsjährig zu Hackney in England. Besonderes Aufsehen auf diesem Gebiete erregte erst kürzlich Winifiod Sackville Stener, die Tochter Dr. Steners vom Gesundheitsamt in Pittsburg, die bereits mit neun Jahren sieben Sprachen (Englisch, Deutsch, Französisch, Russisch, Japanisch, Latein und Esperanto) beherrschte. Die Kleine betätigte sich im selben Alter schon als Schriftstellerin und gab drei Gedichtbändchen heraus. Ebenso malte und modellierte sie und spielte Klavier. Dabei hatte sie sich den kindlichen Charakter bewahrt und spielte gern mit ihren Puppen wie andere Mädchen ihres Alters.

Viel von sich reden machte seinerzeit auch ein zehnjähriger Bildhauer. Der Knabe Robert Ullmann, Sohn des Graveurs Ullmann in Hilden bei Düsseldorf, begann schon mit zweieinhalb Jahren zu zeichnen und aus der Phantasie Silhouetten aus dem Tierreich zu schneiden Im fünften Jahre modellierte er bereits und beteiligte sich mit acht Jahren an der Jugendkunstabteilung der Wiener Kunstgewerbeschule. Seine aus eigener Phantasie geschaffenen Skulpturen wurden auf dieser Ausstellung sehr beachtet. Leider waren die Eltern des Knaben unbemittelt, und es ist nicht bekannt geworden, ob sich für das talentierte Kind ein Gönner fand, der ihm seine weitere Ausbildung ermöglichte. —

Ein kindliches Gesangsgenie wurde in dem dreizehnjährigen Knaben Ernst Michael Pucher ebenfalls vor wenigen Jahren in Wien entdeckt und wegen seiner ungewöhnlich schönen Begabung der Wiener Hofoper als Mitglied eingereiht. Kunstkenner haben dem Knaben eine bedeutende Zukunft verheißen, und als jüngstes Mitglied der Hofoper erfreute er sich bei seinen alten Kollegen wie auch beim Publikum besonderer Beliebtheit.

Viel Bewunderung erregte im Jahre 1920 auch Samuel Rzeschewski, das Schachwunderkind. Schon als achtjähriger Knabe unternahm er es, öffentlich gleichzeitig gegen zwanzig und mehr geübte Spieler zu kämpfen und gegen einen anerkannten Schachmeister eine Partie ohne Ansicht des Brettes zu führen. Unermüdlich eilte der kleinen Meister von Brett zu Brett, und während er schwere Komplikationen scharf überlegte, tat er an den Brettern schwächerer Spieler die einfacheren Züge und begab sich erst dann an die Partien mit den schwierigen Verwicklungen, ein Zeichen, wie scharfsinnig sein Gedächtnis arbeitete. Insgesamt hatte der kleine Künstler in vier Simultanspielen in Hamburg 63 Partien gewonnen, 16 remis gemacht und nur drei verloren. —

Eine außergewöhnlich vielseitige Begabung besaß zweifellos auch das Londoner Wunderkind Tom Clark, das ohne Hände geboren worden war und doch ein bewundernswertes Maltalent besaß. Schon im Alter von fünf Jahren versuchte das Kind einen Bleistift in seine Arme zu zwingen. Bald gelang es ihm, alles was in ihm einen besonders tiefen Eindruck erweckte, nachzuzeichnen. Als er in die Schule kam, lernte er spielend alle Schreibarbeiten und hervorragend gut zeichnen. Bei einem Wettbewerb um die beste Zeichnung, den seine Schule veranstaltete, erhielt Tom Clark schon im Alter von 10 Jahren den ersten Preis ohne daß die Preisrichter den Namen der Bewerber vorher gekannt hatten.

Die Zeit der Schieber und Spekulanten brachte ebenfalls ein fast noch kindliches Genie hervor. Die österreichische Presse berichtete im Jahre 1919, daß die Linzer Polizei ein kaum 15jähriges Bürschchen aufgegriffen, das ein Pferd am Zügel geführt, uno es zum Kauf angeboten hatte. Die Erhebungen ergaben, daß der Junge in Scharnstein zuhause war und sich dort ganz ernstlich als Großhändler betätigte. So lieferte er z. B. Landesprodukte selbst waggonweise nach Linz auf eigene Rechnung und Gefahr. Begonnen hatte er diesen Handel schon als 13jähriges vermögensloses Kind. Im Verlauf von zwei Jahren schon hatte der kleine Großhändler ein Vermögen von 58 000 österreichischen Goldkronen erworben.

Man kann natürlich, wenn man von Wunderkindern spricht, nur einzelne Typen dieser seltsamen Geschöpfe herausgreifen. An sich ist ist die Zahl solcher eigenartiger Menschenkinder sehr groß. Die meisten aber davon bekunden zwar in frühester Kindheit der ersten Lebensjahre hohe Begabung, bringen es zu staunenswerten, außerordentlichen Leistungen, berechtigen zu großen Hoffnungen und — erfüllen sie später nicht, weil immerhin ein solches Kinderhirn eine übernormale geistige Anstrengung auf die Dauer nicht vertragen kann, wenn nicht besonders darauf geachtet und dahin gewirkt wird, die Begabung und Veranlagung eines solchen Genies durch geschickte und vorsichtige Weiterbildung zu vertiefen, ehe sie vorzeitig verbraucht wird.

Mai-Abende

Marienkäfer streiften unser Haar,
An allen Zäunen duftete der Flieder.
Der Mai war schöner als seit manchem Jahr,
Und alle Lippen hatten neue Lieder.

Wir beide aber waren jung und reich,
Und jeden Abend, der die Lande hüllte,
Durchträumten wir das frohe Blütenreich,
Das unsere Seelen mit Verlangen füllte.

Erst durch die Wiesen. Dann den Tann hinein,
Durch dessen Dach sich kaum die Sterne zwangen
Mit ihrem sehnsuchtsblassen Silberschein,
Und dann das Stromdelt, nebelüberhangen.

Da saßen wir im hohen Grase dann,
Umschlungen und in feierlichem Lauschen.
Entfernte Stimmen irrten durch den Tann,
Und von dem Strome kam ein stilles Rauschen.

Wir sahn uns an und fügten Hand zu Hand,
Es war, als ob ein Wunder Wahrheit werde.
Wir waren ganz vom Glück der Nacht gebannt,
Wir waren selig wie im Märchenland
Und kosteten die Himmel dieser Erde.

Hans Bethge.

Glück und Unglück in der modernen Ehe

Von Meta Kasten.

Vor nicht allzu langer Zeit hielt die berühmte dänische Schriftstellerin Karin Michaelis in Berlin einen Vortrag über das Thema „Glück und Unglück in der Ehe“. Obwohl sie selbst keine Anhängerin der Ehe ist, war sie doch der Ansicht, daß jeder sie erst ausprobieren müsse, um sich ein Urteil darüber zu erlauben, ob ihm die Zweisamkeit oder die Einsamkeit besser zusagt. Wenn sie die Ehefessel auch wie Sträflingsketten ansieht, so kann nach ihrer Meinung die Ehe doch gut sein, wenn die beiden Gatten wie Glieder eines Körpers fest miteinander verwachsen, d. h. sich einer die Lebensanschauungen des anderen zu eigen macht. Solche Ehen sind jedoch nach den Behauptungen der Schriftstellerin äußerst selten. Die Mittel und Wege, die zu solcher Harmonie führen, erfordern fast ein unaufhörliches Getrenntsein der Gatten, eine Anschauung, die wohl die meisten Leserinnen nicht gutheißen werden; oder vielleicht doch?

Karin Michaelis führt hierfür ein Beispiel an, das ihr, infolge ihrer Umgebung wohl recht nahe liegt, uns aber von weit hergeholt erscheint. Sie wirft eine Seemannsehe in die Wagschale des Gattenglückes. Sie sagt, wenn der Seemann von weiter Reise nach Hause zu Besuch zurückkehre, dann freue sich die Frau über sein Kommen, über seine Geschenke und seine Anwesenheit, sie bemühe sich, ihn bestmöglichst zu bewirten und betrachte ihn als einen lieben Gast. Wenn er wieder abreise, freue

Jochem Kortüms Selbsterkenntnis

Skizze von A. W. Silgradt

„Nee!" sagte Jochem Kortüm nachdrücklich. Die braune Stute hielt verwundert im Mahlen inne und schielte von dem neuen, infam gelben Reitstiefel zu Jochems kantigem Kopf. Selbstgespräche waren ihr ebenso neu, wie die gelben Langschäfter, die silberbeknopfte Reitpeitsche, dies Spielding, das einen Gaul mit dem Trakehner großen Brand bis auf die Knochen empörte, ebenso neu, wie die ständige Verbesserung des Sitzes. Seit der Herr verlobt ist, mag sich der Teufel mit ihm auskennen. Immer Schritt, hängende Zügel; statt der warmen, kräftigen Schenkelhilfen Druckkast, keinen Schluß, als hätte er nie reiten gelernt, als sei er nicht der beste Reiter weit und breit, seit seine Nase überhaupt über die Tischkante ragte. Albern der neue Riemen, den der Stallbursch Kandare nannte, infam der neue gelbe Sattel, der drückte. Nervös konnte der ewige Singsang der blanken Dinger an den Stiefeln machen. Was braucht der Herr Eisen am Absatz, wenn er sie ritt! Wurde der verdiente Zucker nicht gar ganz vergessen, dann kam er nicht aus der gewohnten, der vertrauten, warmen Hand, sondern aus den gelben, unangenehm riechenden Dingern, die der Herr neuerdings über die Hände zog. Ein Trost nur, daß der Hafer beachtlich stand.

„Nee, Tante Stiene!" spricht Jochem laut in den Wind, „nee und dreimal nee zum Schwerebrett nich noch mal!" Scharf, zornig reißt der Zügel ins Fleisch, daß der Braune aufbäumt, auf die Hinterhand geht. Schenkeldruck reißt ihn herrisch empor, treibt vorwärts und nun zeigt er die blanken Hufe, daß die Ackerkrume mit dem Junghafer meterhoch fliegt und Purlemann, der alte Rammler, aus der Sasse fährt, als sei ihm der Gaudieb, der rote Boß, am Steert.

Und Jochem, der Kerl, Jochem Kortüm, steht auf im Galopp. — Vor dem Stall gibt die warme Hand den Zucker, die vertraute, nicht das vermuckt riechende, vermaledeite Ding von Handschuh.

Tanzt baut sich Jochem vor Tante Stiene auf, breitbeinig, wuchtig, entschlossen. „Nee, Tante Stiere, ich hab' mich nicht der Ilse versprochen, um in gelbem Affenleder zu laufen, die Hände in Futterale zu stecken und nach Parfüm zu riechen. Nee, ich fahr nich im Frühjahr wie ne bleichsüchtige Jungfer ins Bad, und will die Ilse allein fahren, teuf, das Gespann kann zur Bahn!"

Tante Stiene macht Eulenaugen, schüttelt den Kopf, zieht die linke Schulter hoch und ruft spitz: „Ilse!"

Blond, rank, sicher, herb und kühl steht die dem Jochem gegenüber, läuft, wie sie die Ablehnung hört, rot an bis hinter die Ohren, wirft die Oberlippe hoch. „Impertinent!" knurrt Jochem. Klotz bedauert die Blonde: „Schade, Jochem, aber — die Frühjahrsbestellung, die Fohlen, der Hafer, die Ferkel — ich verstehe. Uebrigens, Jochem, du riechst empfindlich nach Stall! Ich fahre allein!" Damit ist Jochem entlassen.

Er knallt die Tür von außen zu. Brüllt über den Hof: „Das Schimmelgespann zur Bahn! Abromait fährt!" Gift und Galle, die Teckel machen bedenkliche Gesichter und gehen in großem Bogen um die Transtiefel Jochems herum. Es sind die ältesten, die er zum Abschied anzog. Gemeine Witterung das, nicht schlimmer als der Stinker der Iltis!

Droben im Zimmer lächelt die Junge die Alte an, und die Sorge in deren Augen schwindet an der Freude über die feste, blonde, gertenschlanke Marjell mit dem hellen Flaum auf den Wangen.

Abromait aber fuhr nicht. Jochem selbst kutschierte. Der kurze Abschied wurmte ihn, und er dachte an den Abschiedskuß an der Bahn, bis es ihm unterm Rock warm wurde. — —

Auf der Rückfahrt mußte er beim Vetter Jörg einkehren; da war notwendig über den vertrackten Hafen zu sprechen, der den Junghafer und die Kartoffeln und die Jungfichten ruiniert hatte. Sturzäcker hatte er geschaffen, der Schwarzkittel. Und Vetter Jörg verstand sich auf den Grog, der in allem Leid tröstet. Auch im Liebesleid. Aber der Keiler lag schon seit Tagen auf der Decke, und der windige Vetter Jörg blies dem Jochen ein ander Lied von anderer Jagd in die Lauscher. Von der Jagd auf das hochgestellte Edelwild mit blonden Haaren, blauen Lichtern, das die Jacke links knöpft und die Nase so hoch trägt. Da lief kaum einer mehr auf zehn Stunden im Umkreis, der nicht wie ein Kapitaler geweiht war. Trau, schau, wem! Allein ins Bad? Das sollte ihm, Jörg, passieren! Jochem griff abwechselnd zum Glas und an seine Stirn. Die Augen auf, sonst blies das blonde Ding, dies herrische, vertracht geliebte u. sehnsüchtig gehaßte Mädel noch Halali! Oha! War nicht der und dieser und jener trotz einem Kerl wie ihm hinter der Deern her! Die Patentfatzkes, die geschmiegelten, Kompotteller im Auge und Glanzröhren an den Pedalen. Wetter, das sollte es geben, ein Kerl wie Jochem Kortüm, weidwund und totverbellt von den Affenpintschern? Nee, der Vetter hat recht, trau keiner den Weibern, noch dazu, wenn sie allein ins Bad fahren. Und Jochem nahm Tinte und Feder und schrieb, was ihm der windige Vetter diktierte. Eifersucht und der Grog, sie hatten den Riesen geworfen. Kortüm! Klebte, siegelte, schrieb sein säuberlich die Adresse: „An die Auskunftei Argus in Bad . . .", raste zur Bahn. Kortüm!

Dann kamen trübe Wochen. Der Braune wunderte sich noch oft, und Tante Stiene legte bekümmert das Haupt auf die linke, hohe Schulter, schrieb an die Blonde von der Saat, den Gluchen, dem Alter, dem Nichtsnutz der Marjells und der Faulheit der Mamsell und endlich von Jochem, der jeden Freitag zum windigen Vetter ritt und nicht mehr pfiff.

Und schrieb einige Wochen später, traurig und freudig zerfahren, daß Jochem wieder lache und manchmal den Mund spitze — —

Und schrieb weiter: „Er hat die Maurer bestellt und die Tüncher, läßt das Haus zur Hochzeit richten, reitet einen frommen Kapp-Wallach zu, — ein Damenpferd, erklärt er lachend — und steht manchmal im Garten vor der Myrte und pfeift, nicht schön, aber lang! Tjaja, und mit der Mamsell, das taugt nichts auf die Dauer."

Mitten in der Ernte rüstet Jochem plötzlich zur Fahrt nach Bad . . Eine rechte Fahnenflucht, sagt Tante Stiene. Gelbe Handschuhe tat er in den Koffer, das Parfüm, den neuen Hut mit dem alten Hirschbart, sogar weiße Taschentücher und blitzblanke, nagelneue Glanzstiefel. Die liegen neben geheimnisvollen Papieren. Sauber geordnet und jedes mit einem hübschen Kopf und dem Datum eines Dienstag geschmückt. Oben in der Ecke steht „Argus", darunter „Auskunftei und Detektei". Und alle haben fast den gleichen Wortlaut:

„Ew. Hochwohlgeboren teilen wir ergebenst mit, daß unsere Beobachtungen völlig negativ blieben. Der Verkehr der jungen Dame beschränkt sich lediglich auf ältere seriöse Herrschaften, die über jeden Zweifel erhaben sind. Es gereicht uns zur besonderen Genugtuung, Ew. Hochwohlgeboren dies vermelden zu können. Die beiliegende Zahlkarte zur Benutzung empfehlend, zeichnen wir mit der Versicherung usw. Argus."

Jochem hatte Tante Stiene zum Abschied beinahe die Rippen gebrochen. Und die Blonde in Bad . . ., die ihn an der Bahn abholte, schloß er in die Arme wie in einen Schraubstock. Er ist glücklich, steckt sich rot an, wenn sie ihm täglich den Binder ordnet, den er noch immer wie ein Garbenband knotet. Er trägt Flanellhosen, Porzellanbuchsen, wie er sich selbst verspottet, er sammelt Tennisbälle wie ein Turnierlöwe. Ganz heimlich hat er sich eine Nagelfeile zugelegt. Er geht ohne Zwischenfälle in die Oper und klatscht begeistert, denn er sieht sich drei, vier Akte lang hingerissen den blonden Nacken seiner Ilse und den hellen Flaum an, der auf ihren Wangen wie auf Tante Stienes reifen Pfirsichen blüht. Sieben Tage schon währt dieses Glück. Am achten Tage blieb er aus. Ein Billett und ein großer Rosenstrauß baten um Entschuldigung für ihn; er hatte Kopfschmerzen.

Im Hotelzimmer saß er, hinter verriegelter Tür, stierte abwechselnd in den Spiegel und auf das Telegramm, das ihm Jörg nachgeschickt hatte, Jörg, der jeden Freitag die Argusberichte empfangen hatte. Mit stumpfem Blick folgte er immer wieder dem Schriftstreifen, schaute in den Spiegel und sann sich an den Kopf. Die Depesche lautete: „seit vier tagen beständige begleitung stop komprimitierend vertraulich stop unmögliche manieren zweifelhafter typ sichtlich minderwertig stop drahtrate erbeten stop argus Bad . . ."

Ilse aber schrieb zur gleichen Zeit an Tante Stiene: „Jochem, mein Bär, hat Kopfschmerzen!" — Und Tante Stiene wiegte das Haupt hin und her, legte es zuletzt auf die linke hohe Schulter und staunte aufrichtig.

---

sie sich schon auf seinen nächsten Besuch, auf die nächsten Geschenke. Wenn er in der Fremde stürbe, weihe sie ihm eine stille Zeit, doch dieser Schmerz ginge bei ihr gelinde vorüber.

So klar und deutlich diese Gedankengänge auch sind, so erscheint es uns doch schwer verständlich, daß die Gattenliebe einer Seemannsehe ebenso tiefgründig ist, wie die der anderen Ehen. Je nach Veranlagung muß eine so anhaltende Trennung zur Verflachung der gegenseitigen Zuneigung führen und wenn wir die Gefahren ins Auge fassen, denen eine einsame Frau ausgesetzt ist, so ist ein Schritt zur Untreue leichter getan, als ein gleicher bei einer Gattin, die unter anderen Verhältnissen lebt, das heißt unter solchen, wie sie uns geläufig sind. Doch möge sich jeder selbst über das Für und Wider solcher Anschauungen seine Gedanken machen. Karin Michaelis scheint im übrigen selbst nicht so sehr an eine wahrhaft harmonische Seemannsehe zu glauben; denn sie behauptet in einem anderen Beispiel das gerade Gegenteil, indem sie sagt, daß es am besten sei, wenn die beiden Ehepartner recht viel zusammen sind. Sie sollen zusammen arbeiten, möglichst denselben Beruf haben, denn dann hätten sie auch dieselben Sorgen und verstünden einander. Sympathie ist wichtiger als Leidenschaft, das mag richtig sein, doch die Gedanken von den häuslichen Sorgen dürften zum mindestens eine Angelegenheit für sich sein. Würden beide Gatten den gleichen Beruf haben, so wären ihre ganzen Unterhaltungen im persönlichen freien Leben nichts weiter als theoretische Ergüsse reinster Fachsimpelei, andere Gedanken, die Abwechselung bringen, würden nur schwer aufkommen, sodaß man sich infolge der einseitigen Einstellung am Ende nichts mehr zu erzählen hat und sich einander gleichgültig wird. Sie behauptet jedoch, daß eine Ehe so beschaffen sein müsse, daß beide Teile alles, auch das kleinste gemeinsam trügen, ja selbst die Zahnschmerzen. Sie bekräftigt diesen Gedanken wiederum mit einem Beispiel: Eine Zahnärztin habe ihr von einem Ehepaar erzählt, das stets zitternd und zähneklappernd bei ihr erschien, so daß sie die größte Mühe hatte festzustellen, welcher von beiden die wirklichen Zahnschmerzen habe.

Der amerikanische Einfluß zeigt sich in der Beurteilung der Rassenfrage (Nach der Aussage von Frau Karin Michaelis ist es statistisch erwiesen, daß weiße Frauen, die schwarze Männer heiraten, nach einigen Jahren Selbstmord begehen oder irrsinnig werden, so sehr fehle das Verständnis zwischen den Rassen) wie auch in der Empfehlung der schrankenlosen Nachahmung amerikanischer Einrichtungen und Gepflogenheiten. Soweit sie sich auf die Ausgestaltung der Wohnung vom Standpunkt der Hausfrau beziehen, also auf Einrichtungen zum Zwecke der Entlastung der Hausfrau, zur Vereinfachung der mit der Wohnung zusammenhängenden Arbeiten haben die deutschen Frauen sie sich längst zu eigen gemacht. In sechzig Städten sind sie bereits, um diese Forderung durchzusetzen, als beratende Mitglieder im Wohnungsbau tätig. Es hegt daher Eulen nach Athen tragen, wenn die dänische Schriftstellerin den deutschen Frauen rät, kein Haus bauen zu lassen, ohne diese Verbesserungen zu verlangen, oder Wanderkurse und Wanderlehrerinnen auf dem Lande einzuführen, die wir längst haben.

Wenn sie überdies die Kochmethoden der Amerikanerin empfiehlt, so wird sie sich damit die Sympathien der Männer verscherzen. Man kann die Tüchtigkeit der Amerikanerin auf hundert Gebieten warm anerkennen, ohne gerade ihre Kochkünste, die nur auf Zeitersparnis berechnet sind, aber garnicht nach den Geboten der Hygiene und des Wohlgeschmacks fragen, zur Nachahmung empfehlen zu brauchen. Ebensowenig Glück dürfte sie mit dem Vorschlag haben, die ganze Wäsche aus dem Hause waschen zu lassen, um „Zeit und Geld" zu ersparen, oder die Haushaltung durch Filme zu erlernen. Die hausfraulichen Ratschläge scheinen nicht durch allzuviel Erfahrung getrübt zu sein.

Kompetent dürfte sie dagegen in Ehescheidungsfragen sein. Zweimal verheiratet, zweimal geschieden, weiß sie in diesen Dingen Bescheid. Allerdings spricht sie auch in diesen Fällen über Dinge, die sie nicht selbst erprobt hat, nämlich über Ehen mit Kindern. Aber trotzdem sie keine hat, sind ihre Beobachtungen an anderen nicht uninteressant. So findet sie z. B. daß, wenn kinderlose Ehen unglücklich sind, es Ehen mit Kindern noch eher sind. Hier sei die Mutter oft krank, weil sie überarbeitet und nervös ist. Wenn eine Ehe mit Kindern glücklich ist, so sind zehn wenn zu viele Kinder unglücklich, allein aus wirtschaftlichen Gründen. Sie sei früher stets gegen die Verhinderung von Kindergeburten gewesen, aber seit sie wisse, daß viele Kinder aus Armut keine Mutter bekommen können, sei sie bekehrt. In Amerika gäbe es eine Frau Margaret Sanor, die, trotzdem die Fruchtabtreibung in Amerika mit zehn Jahren Zuchthaus bestraft worden sei, ganze Schiffsladungen mit solchen Mitteln habe herüberkommen lassen, um den armen Arbeiterinnen auf diese Weise beizustehen.

Ein Rezept für Glück in der Ehe könne man nicht geben. Es gäbe geeignete und ungeeignete Leute für die Ehe. Um es mit den Männern denen sie bereits eins ausgewischt hatte, durch die Anekdote, daß eine geistreiche Frau ihr einen Kupferstich versprochen habe, wenn sie ihr einen wirklichen Mann nennen könne, und sie nicht in der Lage gewesen sei, sich diesen Kupferstich zu verdienen, nicht ganz zu verderben, besaßt sie sich nur mit den geeigneten und ungeeigneten Frauen. Ungeeignet sei die geborene Dirne, die fischblütige Frau, und die hundertprozentige Mutter, die eine schlechte Ehefrau sei, weil sie nur Sinn und Verständnis für die Kinder habe. Eine hysterische Frau sei für ein Heim so gefährlich wie ein Kind mit einem geladenen Revolver. Sie hält aber auch eine Frau mit Persönlichkeitsgefühl, die nicht vom Manne kommandiert sein will, ebenfalls zur Ehe für ungeeignet, während sie diejenige Frau für geeignet hält, die ihrem Mann unter allen Umständen Recht gibt, auch wenn er blau für rot und grün für gelb erklärt und sich nur nach ihm richtet.

So tritt sie zwar am energischsten für die Scheidung ein, aber nur bei jungen Ehen, die nicht harmonisch sind, während sie bei den älteren, bei Untreue des Mannes, verlangt, daß die Frau ein Auge zudrücke.

—⊙—

Begegnung

Von Rudolf Presber.

„Veilchen gefällig?"

Eine dicke, alte Frau stand unter der blinzelnden Laterne. In ihrer ärmlichen winterlichen Vermummung sah sie aus wie ein Tintenwischer oder wie ein Lichthütchen, vielleicht auch wie ein Fleißknäuel, aus dem die strickenden Kinder wunderliche, kleine Säckelchen hervorzaubern.

Sie streckte mir ein Sträußchen entgegen. Wie ein dunkelblauer Klecks saßen die Veilchen auf ihrer fleischigen, rotgefrorenen Hand.

„Was soll's denn kosten, Frauchen?"

Der Tintenwischer trat dichter an mich heran.

„Na, erlauben Sie!" sagte ich. Denn ich fürchtete, sie wollte mir irgend etwas ins Ohr sagen. Und was so alte vermummte Weiber einem verspäteten Spaziergänger in der Großstadt nachts „ins Ohr sagen", ist meistens unerfreulich. Dann aber fiel mir ein; sie wird schwerhörig sein, die gute Alte. Ich wiederholte also überlaut: „Was es kostet, hab' ich gefragt!"

Da blitzten mich unter der wollenen Kapuze zwei braune Augen an, die erinnerten mich, an irgend etwas, das weit, ganz weit weg lag. Und ich hörte eine Stimme, die mir bekannt schien, mit einem Untertönchen von wehmütigem Spaß sagen: „Ach, Bubi, sowas hast du doch früher nicht gefragt!"

„Bubi" — da wußte ich's. So hatte mich nur eine genannt. Das war im Jahre — ach, du lieber Gott!

„Adele —?"

„Immer noch."

Und ehe ich etwas äußern konnte — eine Blödigkeit wär's wohl gewesen, in solchen Fällen sagt man immer was Blödes — fuhr sie fort: „Nichts sagen — gar nichts! Bitte, nichts sagen . . . Mit dem Theater, verstehst du, war's nichts mehr. Soubrette — und aus. Zum Uebergang fehlten Talent, Figur, Geduld und — — Und Einer, der die Energie für mich hatte, fehlte erst recht, nachdem du damals . . . Im Geschäft, lieber Gott, stellt man junge Kräfte an, flinke, bewegliche. — Kenntnisse? Mein bißchen Französisch — was mach' ich damit? Und vom Hungern, siehst du, vom Hungern bin ich runder geworden, wie die anderen vom Schlemmen — und bin nun dick und alt. Und du, Bubi — ich seh' schon — ganz schlecht geht dir's wohl nicht. Aber — sei mir nicht bös' — jünger bist du auch nicht geworden."

„Aber — Adele — ich —"

„Bitte, nichts sagen — gar nichts! — Den Schnurrbart hast du dir natürlich abnehmen lassen — hat geschimmelt, was? Und die Haare an den Schläfen trägst du ganz kurz. Na ja, die anderen magst du täuschen. Aber mich — nachts — unter der Laterne . . .? — Um Zwölf gehst du schon nach Hause . . . Und dann das eine, das Untrügliche —"

Mich fröstelte ein wenig.

„Ja, es zieht hier an der Ecke", sagte sie. „Du kannst das nicht vertragen. Ich bin's gewöhnt."

„Was meintest du denn mit dem Untrüglichen, Adele? Ein Alterszeichen — vielleicht ein Wink, daß . . ."

„Ach ja, — du hast vorhin gefragt, wieviel die Veilchen kosten? — Als du jung warst — und mir noch Veilchen kauftest — nicht von mir — da hast du nie gefragt — danach . . . Aber verspäte dich nicht, Bubi! Es zieht wirklich bös' hier und — du bist gewiß Rheumatiker."

Da ging ich, denn sie hatte recht . . .

—⊙—

Etwas vom Fleisch

In jeder Vorratskammer muß ein Fleischschränkchen vorhanden sein. Daher ist es von Wichtigkeit zu wissen, wie das Fleisch aussehen muß, bevor es in das Schränkchen gelegt wird und wie es am besten gegen die Einflüsse der Witterung, der Luft etc. zu sichern ist. Gutes Rindfleisch darf weder blaßrot noch tiefpurpurrot aussehen. Gesundes Fleisch fühlt sich fest und elastisch an und macht den Finger kaum feucht. Das Herz muß aus festem, dichtem Fleische bestehen und eine schöne blutrote Farbe haben. Die Lungen müssen sich leicht und schwammig anfühlen, ein schönes blaßrotes Aussehen haben und frei von Auswüchsen und Geschwüren sein. Die gesunde Leber ist blutrot und darf sich weder mürbe noch knotig anfühlen. Die an der Leber befindliche Gallenblase darf nicht übertrieben groß oder aufweisen in der Leber ausgebreitet sein. Die Milz muß frisch und bläulich aussehen und darf nicht aufgetrieben sein; ihr Fleisch muß sich trotz der Schwammigkeit fest anfühlen.

Viele unserer Krankheiten rühren nur vom Genuß ungesunden Fleisches her, darum möge das hier Gesagte beim Einkauf beachtet werden.

Das Fleisch junger Ochsen ist zart und bei gemästeten Tieren sehr fett. Das Fett ist weiß und kernig, von gehöriger Konsistenz, gleichmäßig im Zellgewebe und zwischen den Fleischfasern verteilt.

Das Kuhfleisch ist von bedeutend geringerem Wert, da es von jungen Kühen äußerst selten in den Handel kommt. Das Fleisch der alten Kühe ist aber zähe und unschmackhaft. Vom jungen Stier ist es noch nicht vollkommen ausgebildet, ein Mittelding zwischen Kalb- und Ochsenfleisch. Es ist wohl locker und zart, indessen fettlos und von geringerem Nährwert.

Das Kalbfleisch, zarter als das Rindfleisch und doch zu ihm gehörig, ist das Fleisch junger Tiere, welche im Alter von 14 Tagen und 15 Wochen geschlachtet werden. Im allgemeinen werden die Kälber zu früh geschlachtet, sodaß ihr Fleisch oft nicht reif und daher häufig ungesund ist. Im Durchschnitt wird das Fleisch eines vier bis sechs Wochen alten Kalbes als völlig ausgereift und am wohlschmeckendsten gehalten; werden sie in diesem Alter gemästet, so werden sie sehr fett.

Hinsichtlich der Nahrhaftigkeit kommt dem Rindfleisch das Hammelfleisch am nächsten. Die geeignetste Zeit für den Genuß von Hammelfleisch ist der Spätherbst, wo die im allgemeinen sehr fett werdenden Hammel am besten genährt sind. Ein ganz besonders zarter Braten wird von dem Lamm in den ersten sechs Wochen gewonnen, solange es noch von der Muttermilch lebt. Dieses wohlschmeckende Fleisch muß allerdings sehr schnell verbraucht werden, weil es sehr leicht verdirbt und sich künstlich nur sehr schwer erhalten läßt.

In der Mannigfaltigkeit seiner Verwendungsarten, wie in der Volksernährung steht das Schweinefleisch all den vorgenannten Sorten voran. Im frischen Zustande seltener auf eine feine Tafel gebracht, wird es doch selbst hier in gesalzener und geräucherter Zubereitung gern gesehen. Eine Delikatesse bilden die jungen Schweinchen, die sogenannten Spanferkel, welche nur die Muttermilch genossen haben. Das vorzügliche Fleisch geben einjährige Mastiere. Die zwei- und dreijährigen werden meist nur des Speckes und des Schmalzes wegen geschlachtet und von ihrem Fleisch fast nur die Schinken genossen. Das Schweinefleisch wird seines vorwiegenden Fettgehaltes wegen von den ärmeren Klassen am meisten verzehrt. Wegen sehr häufigen Vorkommens von Trichinen ist Fleisch ausländischer Herkunft vorsichtig zu genießen. — Eine statistische Berechnung hat beispielsweise ergeben, daß in Deutschland unter 10 000 Schweinen durchschnittlich nur 2 trichinös sind, während in Amerika auf die gleiche Zahl rund 300 Stück kommen. Durch die Einführung der obligatorischen Fleischbeschau bei uns ist jedoch Fürsorge getroffen, daß ernstliche Erkrankungen an Trichinosis fast zu den Unmöglichkeiten gehören.

—⊙—

Schmuck und Schminke im schwarzen Erdteil

Von Wolfgang Weber.

Glauben wir nicht, daß die grotesken Einfälle der Mode, ihre bizarren und doch unendlich durchdachten harmonischen Feinheiten auf die sogenannten — Kulturländer beschränkt sind. Auch der Neger hat seine Launen, hat seinen Schick und seinen „dernier cri", und wenn sich seine Kleidung auch nur auf eine Kette Perlen um den Hals beschränkt. Aber diese Kette . . davon können die Forscher erzählen! Bis vor kurzem waren die Perlen überall das Tauschmittel, der Ersatz für Geld, und wehe, wenn die Mode gewechselt hatte, u, man statt der kleinen gelben nur noch große rote Perlen nahm. Die Karawane hätte elend verhungern müssen, wenn es nicht gelang, die Aufmerksamkeit der „Waschensi" auf einen anderen Gegenstand zu lenken. Heute ist das anders. Der allmächtige Sixpence hat überall seinen Einzug gehalten und auch in den vergessensten Neger-Dörfern des belgischen Kongo kennt man die in der Mitte durchlochten Fünf- oder Zehncentimestücke, die, an einer Schnur aufgereiht, als „Ring-Geld" für die Negerherzen den Inbegriff des Erstrebenswerten darstellen.

Aber glauben wir nicht, daß mit der Einführung des Geldes ein Stück Romantik verschwindet. Für Mechanisierung und für Technik hat der Neger keinen Sinn und seine Sprache keinen Ausdruck. Uns mag Metallgeld als eine profanische Angelegenheit erscheinen. Für den Neger ist es Schmuck, ein Schmuck ersten Ranges, ein Schmuck, der den großen Vorteil hat, daß man ihm seinen unermeßlichen Wert gleich ansieht. Und wo man diese Münzen überall befestigt! Den originellsten Einfall hatte zweifellos ein Häuptling im nördlichsten Kongo, der seine gesamte Barschaft an einer Sicherheitsnadel aufgereiht am Ohrläppchen befestigt hatte. Ein befriedigtes Lächeln glitt über seine Züge, wenn bei jeder Bewegung des Kopfes sein Vermögen sich durch Klirren und Klappern bemerkbar machte.

Mit Perlen und Geldstücken ist aber erst ein winziger Bruchteil jener zahllosen Gegenstände genannt, mit denen sich der Neger behängt. Selbstgefertigte Ketten aller Art, seltsam geformte Steine und vorallem die aus einem ausgehöhlten, kunstvoll geschnitzten Hölzchen bestehenden Schnupftabakdosen fehlen nur bei wenigen Stämmen. Die größte Rolle aber spielen die rituellen Schmuckstücke, die Fetische, denen man irgendeine besondere heilige Wirkung zuschreibt. Aeußerlich ist diesen unscheinbaren Hölzchen oder getrockneten Wurzeln allerdings nichts von den dämonischen Gewalten anzusehen, die ein mächtiger Zauber in sie hineingebannt hat; umso größer aber ist die Verehrung, die diese Gegenstände genießen, und ebenso groß ist ihre Wirkung. Auch in Afrika ist die Autosuggestion, ist der Glaube alles.

Dies alles findet sich in nicht allzuferner ver-

Hat meine Seele geweint oder gelacht . . .

Hat meine Seele geweint oder gelacht?
Ist mir Leid oder Freude geboren? — —
Ich weiß nur, daß ich in schlafloser Nacht
Den Freund meines Lebens verloren.

Ich weiß nur, daß mir im Herzen brach
Eine leise singende Saite.
Ich weiß nur, daß ich im Bette lag
Und starrt' in unendliche Weite.

Ich weiß nur, daß mir vor Augen stand
Ein Bild von Kummer und Sorgen.
Ich weiß nur, daß ich nicht Ruhe fand,
Daß ich weinte bis in den Morgen.

— Hat meine Seele geweint oder gelacht? —
Ich wollte ich könnte es sagen.
Ich weiß nur, daß ich in schlafloser Nacht
An Liebe und Treu' mußt verzagen.

Renz.